

Von Paul Kirchhoff.

Michel Brandt, der Schmied, sitzt sinnend mit gerunzelter Stirn. Seine braune behaarte Faust liegt hart geballt auf dem weichen Tisch.

Wie sie wieder hereinkommt, beginnt er zu sprechen.

„Ist's heut abgelaufen?“

„Sie nicht. „Heut ist der Tag!“

„Er wird sicher —“, sagte sie, und ihre Stimme zittert gewühlt und in eisiger Mutterangst.

Er schüttelt den kurzhaarigen Kopf und nickt.

„Sag's noch mal, wie's war — aber ur!“ sagt er wieder.

Da setzte sie sich auf den Stuhl neben ihm und wie sie beginnt, hält sie die zermürbten Hände gefaltet, und die Augen hängen lebend und schüchtern an der Gestalt ihres Mannes.

„Als uns der Richter das Urtheil ist, daß wir getrennt sein sollten, genannt fürs Leben — er und ich, da und drin: der Frau gehören die Kinder, aber wenn der Bub neun Jahre alt ist, soll ihn der Vater in die Erziehung nehmen. So stand's drin! Ich hab's immer behalten. — Und jetzt ist er kommen — gewiß, gewiß — wird!“

In ihrer bitteren Angst haben sich die Hände um die Finger des Mannes gekrampft, und ihr Gesicht, das die 10 des Augenblicks noch blässer und chärmt gemacht hat, ist nun dicht dem feinen.

„Wie helfen?“ flüsterte sie, wie heli, Michel?“

Unbeweglich und scheinbar ohne Empfindung der Mann und blickt starr Boden. Nur die Faust auf dem Tisch ist sich, und die Finger bewegen sich zu bewegen.

„Er ist doch wieder verheiratet,“ jammert er von Neuem.

„Grab' darum!“ nicht sie. „Er hat die Kinder. Und wenn er's nicht Lieb' zu dem Bub' thut, dann mir Lieb'.“

Seine Frau wird's nicht wollen,“ sucht er wieder zu beruhigen.

Sie kann nicht wollen — und darf nicht! Alles, was er will, muß sein. Ich's denn nicht erfahren?“ Ihre Stimme ist heftig geworden, und bittere Erinnerung zittert heraus.

Recht ist's ja,“ meint er nun, er muß der Mann ein Mensch sein nicht ein Thier.“

Ja, ja,“ gibt sie zu, „recht ist's, in der Mann recht ist.“

Brandt hat ihre Hände sacht zu geschoben. Nun erhebt er sich, daß Kopf grab' bis zu seiner Brust

Wir werden ja sehen,“ sagt er langsam und schwerfällig, „ob er kommt. Ist nur ruhig sein, Weib. Du ist, Deine Kinder sind meine. Nicht n darum, weil ich Dich genommen Weil sie mir lieb geworden sind eigene. Wart' ab, ohne Angst. Er halt auch mit mir reden müß-

er Blick sucht hinauf. Ein stiller 13 von Dank und Vertrauen liegt

ann geht er hinaus, langsam, mit en Bewegungen, deren jede Ruhe gezeichnetes Selbstvertrauen in sich

er Frau beginnt in der Küche zu ren. Sie setzt den Wassertopf Herdloch und fängt an, das Geschubspülen. Ihr ist, als könnte ch dem Neben ihres Mannes nun ich ruhig sein. Aber, als sei's die Inheit vom durchgrämten Bor- g her, dann und wann streift ihr über's Fenster und huscht hin- flüchtig, als schämte er sich sei- zuchens. Dann wieder horcht die auf die Schmiebschamerschläge, Wuchstfittren wie mahrender hereindrohnt. Und die Angst von ihr — für lange Spanne daß ihr ganz leicht und zufrieden urde wird. Doch jäh auf taucht ch der böse Gedanke wieder: er hereinträte — der Eisenbah- er früherer Mann — wenn sie niform lähe mit den weißen en, die er überall und immer weil er weiß, daß sie ihm gut — wenn er plötzlich da stände — erz müßt's ihr greifen, wie mit ind des Todes! —

Stunden gehen: es geschieht Die Kinder kommen zurück, der ind das Mädel. Und ihre ge- rothbadige Fröhlichkeit lacht die der Mutter nieder. Mit ihren schämten tollten sie in den Bor- Die Zeit rückt voran: brauchen die Hamm'schläge weiter . . . b kinnend die einen . . . in Klei- nterwallen, — wichtig und schwer bern, die von Riesenarmen ge- Leife, unbemerkt beginnt die erung ihr Grauegelpinnst aus- en. Nun läutet das Dorf- n dünn vom Thurm: Feier- Das letzte Klirren draußen. raththore gehen knirschend in geln und werden dröhnend zu- en.

Stimmen der Kinder kommen Und Lärmen herein — und hin-

terher schoben sich die breiten, wuchti- gen Schultern des Schmieds durch die Thür: Feuerabend! Lampenlicht brei- tet sich in der Stube und macht die Ecken und Winkel traulich und warm und nicht glänzend über die Sorgen- falten, die der Griffel des Tags in die Gesichter riß. Die Frau sieht ihren Besiß, sieht die Kinder, die in augen- glänzendem Eifer nebeneinander über ein Buch gelehrt lauern, sieht den Mann, der ruhig in sich gefest, einem mächtigen Heimbüter gleich, am Tische lehnt: wieder will eine friedliche Ruhe sich über ihr nervöses Hasten breiten.

Da öffnet sich die Thür. Ein leiser, angstschluchsender Schrei hallt durch die Stille! Die Frau des Schmieds, die der Thür zunächst stand, sieht mit weitgeöffneten Augen auf den Mann, der dort im Rahmen steht und mit gutgepielttem Gleichmuth die Spitzen seines langen, blonden Schnurrbart's dreht. Die weißen Knöpfe der Uni- form leuchten hell aus dem Dunkel, das von draußen hereinkommt. Red- schief sieht die Beamtenmütze auf dem kurzgeschorenen Ledertopf. Sein Blick geht durchs Zimmer und begegnet vier anderen Augenpaaren: Zitternde Angst und Neugierde, Erstaunen und drohen- den Unwillen sieht er darin zum Willkomm.

„Da bin ich!“ sagt der Eisenbahner, und seine Hand fährt gewohnheitsmä- ßig wie zum Gruß zur Mütze.

„Ihr hättet wegbleiben können!“ ge- genredet der Schmied ruhig.

„Mit Euch hab' ich nichts!“ meint der andere wieder und blickt nach der Frau. Wälsch beginnen sich ihre schreckhaften Glieder zu lösen. Zwei zögernde Schritte macht sie gegen den Uniformirten hin. Es ist, als woll- ten sich ihre Hände wie zum Flehen erheben.

„Wirft mir also den Buben jetzt ge- ben müssen!“ sagt der Gelommene mit Worten, aus denen kaltem Klang ein leises Triumphphären hervorstrahlt.

„Ihr werdet's nicht verlangen!“ sagte sie, und nun falken sich ihre Hände wirklich wie in lebendem Bitten, „wirft's nicht verlangen, Franz — wirft' gut sein und das dregehen!“

„Ob Du nichts anderes gelernt hast als betteln und winseln?“ kommt die Stimme des Schmieds dazwischen. Wie drohendes Grollen würgen sich die Worte durch seine Kehle. Dann macht er einen Schritt zu dem andern hin — einen schweren, wichtigen Schritt.

„Ihr werd' gehen, wie Ihr gelom- men seid! Kein Recht habt Ihr mehr an dem Buben, wenn Ihr schon der Vater seid. Ich hab' ihn aufgezogen und kenn' ihn. Der Bub ist mein!“

Sein Blick wendet sich und geht, wie schüdnend, über die beiden Kinder, die am Tisch zusammengeschniegt mit forschenden Augen auf die drei Gro- ßen starrten.

Der Eisenbahner redt sich und steck- dreifinger zwischen die oberen Brust- knöpfe.

„Und die Gerichte?“ meint er und sieht dem Gegner starr in's Gesicht.

Der macht eine ungelente Bewegung mit den Schultern, als wolle er die unbequeme Frage abschütteln. Dann sagt er langsam:

„Ich kann sie nicht aus der Welt schaffen, die Gerichte. Wenn sie so geurtheilt haben — meinths! Den Bub bekommt Ihr nicht mehr. Sagt — was Ihr fordert — als Entschädi- gung!“

Da lacht der Blonde ohne Lärm, in sich hinein. Seine Augen werden klein und geschnitten und machen das tede Ge- sichts lässlich und häßlich.

„Was ich brauch', verdien' ich selbst und vielleicht noch einiges mehr,“ thut er groß. Dann legt sich's hurtig wie Entzündung zwischen seine Brauen: „Den Buben werd' ich verhandeln, um Geld — geht, Brandt, daß Ihr so- was sagen könnt!“

Aber bei dem scheinheiligen Gerede fährt der Schmied auf, daß ein Juden- dralle alle Glieder geht:

„So mach' die Thür hinter Dir zu, Lump elendiger! Daß ich Dir nicht alle Knochen brech'!“

Der Beamte hat sich in der Gewalt. Kaum, daß man das leise Juden sei- ner Wimpern sieht, — und das lang- same Erbleichen seiner Stirn.

„So werd' ich gehen,“ sagt er in scheinbarem Gleichmuth. „Für ein paar Stunden ist's ja gleich! Dann wird der Bub halt morgen mit der Polizei geholt.“

Wie ein Schlag treffen die Worte das Weib, das in ohnmächtiger Angst geklammert hat, und die Worte von den Lippen der Streitenden zu lesen.

„Wirft' Dich besinnen, Franz,“ scharft sie auf, „wirft' gut sein und das nicht thun!“ Verzweifelt fällt sie in die Knie und hebt die Hände zu dem Manne empor, daß sie seinen Leib be- rühren.

Dem Blondem schießt das Blut in den Kopf, und auf die dorübergegan- gene Angstschwäche laßt ihm die auf- brausende Brutalität durch Hirn und Arme. Roth sieht er die gefalteten Hände zurück, daß die Frau taumelt: „Hätt'st das früher bedenten sollen, Du!“

Aber zugleich sind zwei braune Kräfte an ihm und legen sich ihm über die Schultern wie pressende Branten. Und dicht vor seinem Gesicht ist ein anderes bärziges, das wilde Wuth ver-

zert hat, und gurgelnde Worte kom- men aus heißer Kehle:

„Schlagen willst — Trottel, infa- mes? Schlagen willst — ein wehrlo- ses Weib — wirst abhitten?“

Der Gepackte stolpert zurück. Seine Hände fahren hoch, um die harten Fäuste zu lösen, die wie Eisenklam- mern in seine Knochen drücken. Sen- denlang rüttelt er mit verzweifelter Mühe vergeblich. Judend'schnell gehen da die Hände wieder hinab: im Dunkel blitzt eine Klinge. Weiber- arme mischen sich mit schwachen Griffen in das schweißend-schwere Ringen. Doch auch der Schmied hat die Ge- fahr erblickt. Mit mächtigem Griff umtrampft seine Faust die Gurgel des Gegners, daß dessen Arme schlaff herabsinken. Leise klirrend fällt das Messer auf die Dielen. Ein heftiger Stoß schleudert den Unterlegenen zu- rück, daß sein Leib dumpf aufschlägt und der Kopf hart an die Kante des Thürpfostens stößt. Langsam be- ginnt Blut zu sintern . . . Tropfen um Tropfen.

Mit vorgebeugtem Kopf und star- ren Augen sieht der Schmied und sieht auf den Gefallenen. Seine Finger be- wegen sich noch wie im Krampf; seine Brust hebt und senkt sich schwer.

Dann geht er langsam voran . . . halt inne . . . und geht wieder, Schritt um Schritt . . . bis er vor dem Liegen- den steht. Aber wie er ihn zu heben sucht, fällt der Kopf trasslos zur Seite.

„Tobt!“ murmelt der Mann, dreht sich und sieht starr ins Zimmer. Lang- sam und zögernd geht er wieder zurück zum Tisch und fällt schwer auf einen Stuhl.

„Tobt!“ sagt er noch einmal vor sich hin — „zwischen zwei Menschengeban- ten.“

Einen scheuen Blick hat das Weib auf den Gefallenen getan. Dann näh- ert sie sich den Kindern, deren lang verhaltene Anos nun leis zu schluch- zen beginnt. Mit sanftärztlichen Fin- gern sacht sie die Hände der beiden und zieht sie zu dem bumsinnenden Manne heran.

Der blickt bitter auf: „Nun geht's hinter — die Mauern!“ sagt er stoden.

Doch in ihren Augen ist ein stiller, tiefleuchtender Glanz. Rosend, mit lang ungewohnter Zärtlichkeit strei- cheln ihre Hände über den gebeugten Kopf des Sitzenden. Und ihre Worte sind mild und weich wie Mädchens- schmeicheln:

„Ewig wird's nicht währen. Die von den Gerichten werden's verstehen müssen. Und nun sind sie unfer — ganz unser — die Kinder!“

Der Held von Mexiko.

Von H. Heiland.

„Die Tage des Löwen“ ließ einst Heinrich der Löwe in die Mauer des Domes einer eroberten Stadt einmei- deln, und wie er, so hinterläßt jeder bedeutende Mensch, jeder, der eine Rolle in der Weltgeschichte spielt, die Spuren seiner Wirksamkeit. So auch Ferdinand Cortez, dessen Bild uns durch tendenziöse Geschichtsdarstellun- gen verschleiert in der Geschichte Mexi- cos und Spaniens entgegentritt. Jetzt erst hat die historische Forschung das Charakterbild des großen Mannes klargestellt.

Im Jahre 1508 entdeckten die Spani- schen Seefahrer Solis und Pinzon Yucatan. 1518 fand Orijalba die Küste von Mexiko, und sofort fah- ten die Spanier, die damals bereits seit längerer Zeit im Besitz Kubas waren, den festen Entschluß, dies neu entdeckte Land zu erobern. Diego Velasquez, der Stadthalter von Kuba, übertrug die Leitung dieses abenteuerlichen Zu- ges an Cortez, dem er elf Schiffe und etwa sechshundert Soldaten zur Ver- fügung stellte, um ein Land zu ero- bern, dessen Einwohner nach Millio- nen zählten. Kaum hatte der spani- sche Machthaber Cortez an die Spitze dieser kleinen Truppenmacht gestellt, als er es auch schon bereute und dessen Verhaftung befohl. Cortez ging in- dessen sofort mit seinen Schiffen in See und entlof auf diese Weise der Verhaftung. Durch dies Vorgehen sah sich der kühne Abenteurer nun zwischen zwei übermächtigen Gegnern; hinter ihm war der über seine Flucht wüthende Gouverneur von Kuba, vor ihm das mächtige Aztekenreich, mit dem er den ungleichen Kampf aufneh- men sollte. Trotzdem verzagte dieser unerschrockene Mann nicht, sondern steuerte zur mexikanischen Küste. Hier landete er in Veracruz, wo er sich hauptsächlich auf einer kleinen Insel verschanzte und von wo er dann an den Herrscher der Azteken Gesandte schickte, um ihm zu melden, daß er nach der Hauptstadt zu kommen beab- sichtigt. Hier in Vera Cruz trifft man auf die ersten noch erhaltenen Spuren von Cortez, denn heute noch stehen die grauen Mauern jener be- rühmt gewordenen Hafenanlage von San Juan, doch heute brechen sich die Wellen des Golfs an jener Ruinensburg Mexicos. War doch das Fort San Juan für die Spanier der Schlüssel zu den Schätzen jenes Lan- des. Während Cortez hier weilte, nur um schließlich eine zwar blöthliche, aber ebenso dringende Aufforderung von Montezuma zu erhalten, er möge das

Land verlassen, entdeckte er eine Ver- schwörung von Anhängern des Be- lasquez gegen seine Person. Die Ver- schwörer wurden hingerichtet, und dann ließ Cortez kurzerhand sämtli- che Schiffe bis auf eins zerstören, um ein Entweichen seiner Mannschaf- ten unmöglich zu machen — wahr- lich eine That, die von der unbändi- gen Energie und ungläublicher Furcht- losigkeit zeugt, denn menschlicher Voraussicht nach war damit das Schicksal der Spanier, die sich nun abgeschnitten von jeder Hilfe inmitten eines nach Millionen zählenden feind- lichen Volkes befanden, besiegelt. Es blieb nun auch für den feigsten Sol- daten: siegen oder untergeben.

Bald brach dann Cortez zur Haupt- stadt auf. Er hatte zunächst heftige Kämpfe mit den Tlascalanern zu be- stehen, die sich ihm aber ebenso wie die Bewohner von Cholula nach mehrfachen Niederlagen angeschlossen. Auf dem Wege von Veracruz zur Hauptstadt erhebt sich die gewaltige der Erinnerungen an den Namen Cortez. Reitet man von der Küste aus auf den silberschimmernden, schlanen Schneefeld des Citlaltelpetl, des „Pics von Orizaba“, zu genau in der Richtung, wie sie einst Cortez genommen, umreitet jenen gewaltigen Schneevulkan, um den Weg nach Te- nochtitlan, der Königin der Seen, nach der Hauptstadt Mexiko fortzusetzen, so erseht man am Horizont ein wun- derbares Bild. Zur Linken des We- ges thürmt sich ein gewaltiger Fels- solch in die Höhe, steil und uner- steiglich ragt er mit seinen dunklen Wänden in den Aether. Kein Baum, kein Strauch krönt seine Flanken, wie das Zeichen der Vernichtung und der Unfruchtbarkeit ragt er trozig empor. Ganz anders zur Rechten. Dort glänzt es wie schimmerndes Licht, von den Strahlen der Tropen Sonne beleuchtet, grünen aus der Ferne die schneebedeckten Hügel der heiligen Berge Popocatepetl und Iztaccihuatl. Wunderbare Lichtstereore wirkt der phantastisch gezackte Gipfel des Iztac- ihuatl, und neben ihm ragt der ge- waltige Keckel des Popocatepetl, des Raubberges der Azteken, empor als der ewige Wächter der Höhebene von Anahuac. Vorbei am Malinche, vor- bei am Pocotz ging der Zug nach Tenochtitlan, und die historischen Ueberlieferungen der Azteken ermög- lichen es Cortez, zunächst ohne Wider- stand in die Königin der Seen einzuziehen.

Hier wurde er ehrfurchtsvoll em- pfangen und ihm ein Palast zur Wohnung angewiesen, indes vergalt er die freundliche Aufnahme dadurch, daß er sich durch Verrath der Person Montezumas, des Herrschers von Mexiko, bemächtigte und durch diesen das Volk zwang zu allem, was er wollte. Sogar zum Vorfallen Spani- ens mußte sich der schwächliche Herrscher bekennen. Aber bald wandte sich das Schicksal: Montezuma wurde bei einem Aufbruch seines Volkes durch einen Steinwurf getödtet, und es entspann sich ein Verzeiwungss- tampf der von der Menschenmasse eingeschlossenen Spanier und der Azteken. Am 1. Juli 1520 mußte sich Cortez mit dem Rest seiner Leute, die ihm die Belagerung im Palast noch übrig gelassen hatte, über den Damm des Sees Peritolla retten, und hier, wo die Spanier von ihren Feuerwaffen kei- nen Gebrauch machen konnten, kamen über die Hälfte von ihnen um. Alle Geschütze und Pferde gingen verloren, so daß Cortez das feste Land jenseits des Sees wieder erreichte — ein ver- lorener Mann.

An jene furchtbare Nacht erinnert ein natürliches Denkmal noch heute, das von den heutigen Mexikanern, die noch jetzt, soweit sie, was zum größten Theil der Fall ist, Indianer sind, den weißen Eindringlingen und deren Nachkommen nicht freundlich gesinnt sind, mit grimmiger Benut- zung betrachtet wird. Ein riesiger, uralter Baum ist es, der heute, in- mitten einer Vorstadt Mexicos ste- hend, seine Reste ausbreitet, der „Ar- bol de la noche triste“, der Baum der traurigen Nacht, unter dem Cortez nach jenem schrecklichen Kampf die Nacht zubrachte. Welche Gedanken müssen damals das Herz des un- erschrockenen Abenteurers bewegt ha- ben! Zumal, als er drücken auf der Insel Tenochtitlan auf dem größten Teocalli der Stadt, dem der Huizilo- pochtli, den großen Schein unzähliger Fackeln aufleuchteten sah, bei deren Schein, wie er nur zu wohl wußte, seine unglücklichen Gefährten dem graufigen Azteken-Kriegsgotte ge- opfert wurden.

Auch aus jenen Stunden in der Geschichte der spanischen Eroberung ist ein summer Zeuge vorhanden: der Teocalli, der einst die Spitze des Teocalli krönte, jener Stein, auf dem ungezählte Helatomben von Menschen geschlachtet wurden und dessen kunst- voll gearbeitete Seitenflächen, dessen tief eingemeißelte Blutrinne noch so oft vom Blut der Spanier geröthet werden sollte. Dieser Stein, ein- das größte Heiligthum der Azteken, war jedenfalls vor der späteren Er- oberung Mexicos durch die Spanier von den Priestern heimlich vergraben worden und blieb verschollen, ebenso die Figur des Huizilopochtli, vor der jene Opfer dargebracht wurden, und erst in den letzten Jahrzehnten ließ man zufällig bei Ausschachtungen in der Nähe des ehemaligen Teocalli, an dessen Stelle sich heute die Kathedrale der Stadt Mexiko erhebt, auf

Instruktion.



Konzipient (zum Advolaten, der in die Sommerfrische geht): „Was soll ich rechnen, wenn jemand kommt zu einer Besprechung?“ Advolat: „Eine einfache Besprech. ung kostet 10 Mark; seht er sich aufs Sopha, rechnen Sie 12 Mark, und sitzt er am Sopha und nimmt eine Zi- garette an, da rechnen Sie 15 Mark!“

jenen gewaltigen, runden Stein, der heute im Nationalmuseum ausgestellt ist, und ebenso fand man die scheuß- lichste, frauenhafte Figur des Huizilo- pochtli, der gleichfalls heute das Museum ziert — aus dem gefürchte- ten blutigen Idol eines kriegerischen Volkes herabgerührt zu einer Se- henswürdigkeit, die jeder Tourist, nachdem er sein Eintrittsgeld erlegt, gleichgiltig mustert, indem er dabei seinen ewigen Begleitern die Be- merkungen im Bädeler vorliest.

Noch eine andere Gefahr drohte in jener Unglückszeit dem kühnen Aben- teurer, denn bereits zum zweitenmal waren spanische Truppen gegen ihn ausgesandt worden, um ihn gefangen zu nehmen. Aber in diesem Moment der höchsten Gefahr wandte sich das Glück auf seine Seite, es gelang ihm durch List, die Truppen für sich zu gewinnen und bereits am 28. Dezem- ber 1520 brach er mit 600 Spaniern und 10,000 Tlascalanern gegen die Hauptstadt auf, die ihm indes bitteren Widerstand leistete. Endlich, nach heftigen Kämpfen auf dem See und in den Straßen, fiel sie trotzdem mit ihrem Fürsten Guatemazin in die Hände Cortez', und damit war das Schicksal Tenochtitlans, des herrlichen Königs der Seen, besiegelt, denn der religiöse Fanatismus der Spanier, dem Cortez nicht gebie- ten konnte, verlangte die Verwüstung aller aztekischen Heiligthümer und Tempel. Auch ein großer Theil der übrigen Stadt wurde vernichtet, so daß 1524 Cortez beginnen mußte, die Stadt vollständig wieder aufzubauen.

Mit dem Fall der Hauptstadt war das Schicksal des ganzen Landes ent- schieden, denn die Eroberung der ein- zelnen Provinzen kostete Cortez keine sonderliche Mühe. Nun aber, nachdem auch dieses gelungen war, vollzog sich mit Cortez eine Wandlung, wie deren nur wenige und nur die größten Geis- ter, die die Welt je gekannt, fähig sind. Der Abenteurer, der grausame Eroberer verandelte sich plötzlich in einen Kolonialator, der das ganze Land für die damaligen Zeiten in be- wunderswerther Weise verwaltete und ein Regierungssystem schuf, das trotz seiner Härte imhinde war, jenes gewaltige Reich bis in die neueste Zeit den Spaniern zu erhalten.

Die Stadt Tenochtitlan, das heu- tige Mexiko, war Cortez vielleicht wegen der dort erlebten schrecklichen Szenen in der traurigen Nacht ver- rückt. Er verlegte daher seine Resi- denz nach Cuernavaca, das am Rande der Höhebene von Anahuac, inmitten einer fruchtbaren und romantischen Gegend, lag. Hier erbaute er seinen Palast, und dieser drückt noch heute in seinem Wehseren die finstere, krie- gerische Strenge jener Zeit aus. Mächtig und wichtig erhebt sich das Gebäude am Rande eines steil abfal- lenden Thales, und nur einige Bogfen- ster verhehlen dem Ganzen einen etwas freundlicheren Anblick. Heute dient dieser Palast Cortez' als Woh- nung des Präsidenten der Provinz, nachdem er eine Zeitlang allen mög- lichen Zmeden gedient hatte.

Ein weiterer gewaltiger Bau, den Cortez errichten ließ, ist die Kathedrale von Cuernavaca, gleichfalls in dem harten, schweren Stil der Con- quistadores. Charakteristisch sind be- sonders für jene Zeiten die Zinnen, mit denen die Mauern gekrönt sind, so daß die Kathedrale fast mehr einer Burg als einer Kirche gleicht. Das Innere ist noch heute trotz aller Wün- derungen, die die Kirche wie alle an- deren in Mexiko in den Revolutions- zeiten über sich ergehen lassen mußte, sehr reich. Besonders einer der Altäre ist über und über schwer vergol- det. Auf dem Friedhof, der die Ka- thedrale umgibt, liegen viele der Waffengeführten Cortez' begraben, und noch heute stehen die wappenei- geschmückten, grauen, verwitterten Lei- chentische. Cortez selbst starb, wie man aus der Geschichte weiß, in Spa-

nien, wohin man ihn wegen seiner stets steigenden Macht zurückberufen hatte, um ihn nicht wieder nach Mexiko zurückgehen zu lassen. Da- gegen liegt ein Sohn von ihm in Cuernavaca begraben, dem sein Vater ein ziemlich großes, aus einer Art Säulenhalle bestehendes Monument setzte.

So gibt es also auch heute noch eine Menge Erinnerungen, die den Mexikanern immer wieder jene aben- teuerliche Figur ihres gewaltigen Besiegers vor Augen zu führen imlande sind, jenes Mannes, der Spanien durch seine gewaltigen Eroberungen zu dem machen sollte, was es wäh- rend einiger Jahrhunderte war, der aber auch eben durch die Eroberung Mexicos den Grund zum Verfall Spaniens legte. Denn die mühselos in die Hände des spanischen Volkes gelangenden, ungezählten Millionen, die reichen Ertragnisse der merkan- tischen Silber- und Goldbergwerke, legten den Grund zu der Entartung der Nation, die heute, obwohl ein zahlreiches Volk, keine Rolle mehr in der Weltgeschichte spielt und sich sogar gezwungen sah, die letzten Reste ihrer Kolonien, ihres einstigen Glan- zes für elendes Geld zu verkaufen, da sie nicht mehr die Kraft besaß, sie zu verteidigen.

Auch ein Patient.

Der alte Fürst von Leiningen war gestorben und hatte seinem Nachfolger außer vielen anderen schönen Dingen auch zwei Leibärzte hinterlassen, welche, der alten Gewohnheit treu, jeden Morgen gegen elf Uhr antreten und sich nach dem Befinden Seiner Durchlaucht erkundigen mußten. Seine Durchlaucht war aber ein heiterer, gefundener junger Herr, der die beiden Doktoren jeden Morgen huldvoll emp- fang, ihnen ein Frühstück vorsetzte und sie dann ruhig wieder ihres Weges ziehen ließ, ohne daß von Kran- kheit oder Arznei jemals die Rede gewesen wäre. So waren die beiden Herren Kollegen eines Morgens wie- der auf's Schloß gewandert, hatten unterwegs den schweren Dienst ver- wünschelt, und warteten nun im Vor- zimmer auf den Leibjäger, der sie bei Seiner Durchlaucht anmelden sollte. Der Leibjäger aber ließ heute lange auf sich warten, und als er endlich auf der Schwelle der Thür erschien, welche in die Gemächer Seiner Durch- laucht führte, machte er ein sehr unglück- liches Gesicht und verflüchtigte: „Seine Durchlaucht lassen den Herren sagen, daß sie heute gleich wieder nach Hause gehen könnten; höchstbieselben fühlen sich nicht ganz wohl.“

Welche Pflanze wächst am schnell- sten?

Bisher galt neben dem australi- schen Entahypusbaum die Bambus- stauhe als das schnellwachsende Ge- wächs. Die neuesten Beobachtungen und Messungen des Botanikers Freye an dem Riesenblattang („Neroocostis luetkeana“), der an den Flußufern des nordwestlichen Amerikas vor- kommt, haben aber ergeben, daß diese Pflanze alle anderen in der Schnel- ligkeit des Wachstums übertrifft und dabei eine Höhe bis zu 25 Meter erreicht. Sie lebt nur zwei Jahre: in der ersten Hälfte dieses Zeit- raumes wächst sie nur 1 1/2 bis 2 1/2 Meter hoch, im zweiten Jahre, und zwar in der von Mitte März bis Anfangs Juni, somit in einem Zeit- raume von ungefähr 70 Tagen, ver- größert sie ihre Länge um durch- schnittlich 18 Meter. Sie wächst da- her an jedem dieser Tage 25 Zenti- meter, in jeder Minute 0,175 Milli- meter. Dieses rapide Wachsthum ist mehr als ein Viertel schneller als jenes der Bambusstauhe und über- trifft weit jenes der übrigen Pflan- zen.